

Vielleicht ist es typisch männlich, dass ich auf den entsprechenden Aufruf hin gleich einen selbst fabrizierten Artikel schicke. Zugrunde liegt diesem Buchbeitrag ein Vortrag, den ich auf Einladung der Studierenden am 23. November 1994 an der Katholisch-Theologischen Fakultät gehalten habe. Wenn Sie etwas für verwendbar halten, können Sie natürlich gerne darüber verfügen. Mir fällt jedenfalls nichts mehr zu diesem Thema ein. Prof. Dr. Dieter Ulich

FRAU UND MANN NATÜRLICH – ANATOMIE ALS SCHICKSAL



Obwohl sich Frauen und Männer in ihrem Verhalten tatsächlich nur wenig unterscheiden und auch die starren Rollenzuschreibungen sich inzwischen etwas gelockert haben, sind Geschlechtsstereotype auch heute noch fester Bestandteil handlungsleitender Alltagstheorien. Geschlechtsstereotype repräsentieren Geschlechterverhältnisse – dies ist meine zentrale These. Die Beziehungen, in denen Männer und Frauen zueinander stehen – in der Gesellschaft, in Institutionen, in persönlichen Verhältnissen – bestimmen wesentlich, wie Männer und Frauen sich gegenseitig sehen, welche Bilder sie voneinander haben und wie sie sich gegenseitig auf bestimmte Eigenschaften festlegen und verpflichten. Die Beziehung zwischen Geschlechterverhältnissen und Geschlechtsstereotypen ist wechselseitig insofern, als die Stereotype aus den Verhältnissen zwar entstehen, diese in gewisser Weise spiegeln, aber ihrerseits im Sinne einer Stabilisierung auch wieder auf die Verhältnisse zurückwirken. Geschlechtsstereotype können wir nur verstehen, wenn wir ihre Entstehungsgeschichte aus denjenigen Geschlechterverhältnissen heraus begreifen, die bestimmte Prozesse der sozialen Konstruktion von sozialer Wirklichkeit in Gang gesetzt haben bzw. aufrechterhalten.

Was bis heute als angebliche Natur der Frau ausgegeben wird, ist in Wirklichkeit ein zur Denkge-wohnheit gewordenes kulturelles

Deutungsmuster, das gerade einmal zweihundert Jahre alt ist. Die heutigen Geschlechtsstereotype gehen auf ein Frauenleitbild zurück, das an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert entstand. Veränderungen der Arbeitsorganisation, der Arbeitsteilung, die Auslagerung der gewerblichen Arbeit aus dem „ganzen Haus“, Funktionsentlastung, Urbanisierung und vor allem die Trennung von Wohn- und Arbeitsbereich führten zu einer Beschränkung der Frau auf eine Rolle im privaten Bereich der bürgerlichen Kleinfamilie. In der Folge schufen Männer zu ihrem eigenen Nutzen und zum Nachteil von Frauen ein Frauenleitbild, das vor allem zwei Aufgaben erfüllen sollte: Frauen sollten erstens den äußeren Bedeutungsverlust innerlich nachvollziehen und akzeptieren und sie sollten zweitens in ihre teilweise neue Rolle – neu war die Ausschließlichkeit der Beschränkung auf die Rolle der Mutter und Gattin – eingeübt und darauf verpflichtet werden.

Ganze Heerscharen von Philosophen, Medizinerinnen, Literaten und Pädagogen erfanden sog. Geschlechtscharaktere, die Mann und Frau die Wesensmerkmale zuschrieben, die den Erfordernissen der neuen Zeit entsprachen: Männern vor allem Aktivität und Rationalität, Frauen Duldsamkeit, Ausdauer, Sanftmut und Emotionalität. Das normative Frauenleitbild der frühen bürgerlichen Epoche entfaltete in den Köpfen der

Menschen offenbar ein Eigenleben, es vergegenständlichte, „materialisierte“ sich zum „Wesen der Frau“. Dieses Kunstprodukt konnte sogar zum „Erkenntnis“-Gegenstand wissenschaftlicher Bemühungen gemacht werden, wobei die Wissenschaftler dann die Reifizierung (Vergegenständlichung) auf die Spitze trieben und das Leitbild zur „Natur“ der Frau erklärten.

Das Frauenleitbild fungiert als weiblicher Tugendkatalog und beinhaltet ein ganzes Spektrum projizierter männlicher Wunschbilder, denn: Was ist die hochgelobte weibliche „Hingabe“ anderes als die permanente, auch sexuelle Verfügbarkeit? Was ist weibliche „Passivität“ anderes als der Verzicht auf eigene Interessen, Subjekthaftigkeit und – gegebenenfalls – Gegenwehr? Was ist die „angeborene Fürsorglichkeit“ anderes als die permanente Ausbeutbarkeit, die Übernahme aller Tätigkeit in der Kinderversorgung und dem Haushalt, die Sicherung männlicher Bequemlichkeit? Was ist die angeblich typisch weibliche „Empfänglichkeit“ und Empathiefähigkeit anderes als die Bereitschaft, dem Mann jeden Wunsch von den Augen abzulesen und natürlich auch zu erfüllen? Diese Tugendkataloge dienen nicht nur der sozialen „Zurichtung“ von Frauen, sie sind auch als Droge gegen etwaige Befreiungs- und Selbstverwirklichungswünsche gedacht – Lobeshymnen als scheinbare Entschädigung für die

geforderte und auch geleistete Selbstaufopferung.

Aufgrund des noch anhaltenden strukturellen Definitionsmonopols von Männern konnten die frühbürgerlichen Stereotype zum Bestandteil unseres kulturellen Erbes und unserer Alltagstheorien gemacht werden. Ein neueres Beispiel für die Verbreitung von Geschlechtsstereotypen durch (männliche) Wissenschaftler ist die Soziobiologie. Da Frauen sich heute nicht mehr ohne weiteres auf den traditionellen Tugendkatalog festlegen lassen, bedarf es stärkerer Geschütze, um sie an ihre natürliche Bestimmung zu erinnern. Wenn Männer ihre Macht und ihre Vorrechte gefährdet sehen, blasen sie zur ideologi-

schen Offensive, um die Inferiorität der Frau wieder herzustellen: Die Naturwissenschaft tritt auf den Plan. Die sog. „Soziobiologie“, die seit Mitte der 70er Jahre die Sozialwissenschaften und die gebildete Öffentlichkeit heimsucht, wärmt das nun schon zweihundert Jahre alte Frauenleitbild der frühen bürgerlichen Familie wieder auf und behauptet, dass die damals festgelegte Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau unvermeidlicher Ausdruck spezifischer Genwirkungen sei. Die ungleiche Beteiligung der Eltern an der Versorgung der Kinder und an der Sorge um die Kinder, die größere sexuelle Aggressivität der Männer, das angeblich typisch männliche „Werbeverhalten“, die angeblich typisch weibliche Eifer-

sucht, männliche Seitensprünge, die angebliche Sex-Besessenheit männlicher Jugendlicher – alles ist genetisch bedingt und biologisch notwendig: Männer dominieren Frauen, weil sie es müssen.

Anthropologische und soziobiologische Aussagen über das „Wesen“ von Frauen oder Männern sind wissenschaftlich jedoch nicht haltbar. Viele Behauptungen lassen sich aufgrund bloßen Nachdenkens widerlegen. Wenn Frauen wirklich von Natur aus monogam veranlagt wären, warum musste man sie dann mit drakonischen Strafen vom Gegenteil abhalten? Wenn Frauen wirklich geistig minderbemittelt wären, warum musste man sie dann mit Gewalt, nämlich mithilfe von Gesetzen, von höhe-

ren Bildungswegen, vom Wahlrecht, von höheren Berufen ausschließen? Wenn Frauen wirklich von Natur aus für Führung ungeeignet und den Männern untergeordnet wären, warum gibt es dann in von Männern dominierten Gesellschaften Rituale und Regeln, die die männliche Überordnung symbolisieren und absichern? Angesichts des Aufwandes an Regelungen und Sanktionen zur Aufrechterhaltung der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern kann man wohl kaum schließen, dass diese Ungleichheit bereits in der Natur so vorgesehen und verankert ist. In Wirklichkeit müssen Frauen an ihre angebliche natürliche Bestimmung von Männern erst recht nachdrücklich „erinnert“ werden.

Aussagen über die „Natur der Frau“ haben vor allem affirmative Funktionen. Sie tragen dazu bei, soziale Wirklichkeit sozial mit zu konstruieren, zu normieren und zu legitimieren – und damit die Benachteiligung von Frauen mit hervorzubringen bzw. zu perpetuieren. Auch heute noch dienen Geschlechtsstereotype dazu, Frauen für inkompetent zu erklären bzw. männliche Vorrechte zu verteidigen; über den Prozess der sich selbst erfüllenden Prophezeiungen können sie aber auch bewirken, dass Frauen sich weniger Fähigkeiten und Erfolg zutrauen als Männer.

Wenn man die Behauptungen über das Wesen der Frau ihrer schein-wissenschaftlichen Um-

mäntelung entkleidet, bleibt im Wesentlichen eine Ansammlung beleidigender und diffamierender Äußerungen übrig. Als Entwurf eines Bildes der Frau sind die Ausführungen von ebenso anmaßender wie erbärmlicher Niedertracht. Sie sind im Kern frauenfeindlich und entwürdigend, und zwar gemessen an unseren Kenntnissen über die wirklichen Ursachen der Benachteiligung von Frauen, an den Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten, über die Frauen ebenso verfügen wie Männer und gemessen an den Gleichberechtigungs- und Gleichstellungsforderungen in einer demokratischen Gesellschaft – der Unteilbarkeit der Menschenwürde.

ACH, WÄR'N DOCH DIESE FRAU'N NUR MÄNNER!

Anlässlich des hundertjährigen Geburtstags der Universität Augsburg am 16. Oktober 2070 komme ich als Archivarin der Universität gerne der Bitte der Rektorin nach, einmal so genau wie möglich zusammenzustellen, wie es zu den Wegebenennungen auf unserem Campus kam. Seit sich der Anteil der weiblichen Studierenden auf einem hohen Niveau oberhalb der Zweidrittlinie eingependelt hat und die Universität deshalb aufgrund europäischer Richtlinien im Sommersemester 2063 einen Männerbeauftragten eingeführt hat, ist die Benennung der Campuswege nach berühmten Wissenschaftlerinnen und Dichterinnen ins Gerede gekommen. Dass sich die Wegebenennung aber nun gerade gegen die männliche Minderheit gerichtet hätte, ist aus den im Archiv vorhandenen Akten zweifellos und klar zu widerlegen. In der Frühphase der Universität waren nämlich nicht die Männer in der Minderheit, sondern die Frauen. Folglich gab es auch keinen Män-

nerbeauftragten wie heute, sondern eine Frauenbeauftragte (abgeschafft 2037). Nachdem sich der Senat der Universität in den Jahren 1996 und 1997 wiederholt auf seinen Sitzungen mit der Frage beschäftigte, ob die bis dahin herrenlose Wege auf dem Campus zur besseren Orientierung mit Namen versehen werden sollten, kam es dann in der Senatsitzung vom 18. Februar 1998 zu einem Beschluss. Die Hauptwege sollten benannt werden nach Bettina von Arnim, Sophie von Laroche, Emilie Kempin, Marie Jahoda, Emmy Noether und Hertha Sponer. Wie damals üblich liegt aus dieser Sitzung nur ein Beschlussprotokoll vor, das über die vorausgegangene Aussprache nichts enthält. Aber man kann davon ausgehen, dass durch die im Unviertel damals schon präsenten männlichen Flugpioniere wie Professor Messerschmitt et al. die männliche Senatsmehrheit sich hinreichend verwirklicht sah, so dass sie sich nach der zweijährigen Vorlaufzeit zu einer männli-

chen Zustimmung durchrang. Im übrigen erging der Senatsbeschluss einstimmig, woraus man aber keine besonderen Schlüsse ziehen kann, denn in der damaligen Zeit beschloss der Senat immer alles einstimmig.

Wann genau die Wegebenennung dann vorgenommen wurde, ist aus den im Archiv vorhandenen Akten nicht mehr rekonstruierbar. Erst einmal geschah wohl nichts. Vorhanden ist noch ein Brief des

Rektors vom 16. Dezember 1998 des Inhalts, dass aus dem Senatsbeschluss zur Wegebenennung zwar klar ersichtlich ist, wo nach Meinung des Senats die zu benennenden Wege anfangen, der Senatsbeschluss sei aber dahingehend unergiebig, wo die Wege enden. Die Universitätsleitung habe deshalb eine Arbeitsgruppe

aus Fakultätsvertretern zum Vollzug des Senatsbeschlusses vom 18. Februar 1998 eingerichtet. Mit der Einsetzung der Arbeitsgruppe verlieren sich im Archiv die Spuren. Als Kuriosum sei vermerkt, dass sich auf dem rektoralen Brief eine Marginalglosse findet, mit der eine Leserin wohl ihr Mitgefühl mit den Namenspatroninnen zum Ausdruck bringen wollte:

Ich wollt', ich wär' ein Mann, dann wär' es schon getan: Es gäb' ein Schild mit meinem Bild und meinem Namen dran.

Ungefähr um das Jahr 2003 herum wurde dann der Vollzug des Senatsbeschlusses ganz konkret in Angriff genommen, offenbar in einem Dreistufenplan. Die erste Stufe war die Generalsanierung

aller Wege, wohl um sie für die Benennung fit zu machen (siehe Foto). Es gibt vage Hinweise darauf, dass in der zweiten Stufe die Beleuchtungskörper ausgewechselt wurden, was wegen der damals zwingend vorgeschriebenen europaweiten Ausschreibung auch seine Zeit gedauert haben dürfte. Von daher ist davon auszugehen, dass als dritte und letzte Stufe um das Jahr 2008 herum – also etwa zehn Jahre nach dem einschlägigen Senatsbeschluss – die Namensschilder tatsächlich angebracht wurden. Angesichts dieser Mühen früherer Generationen ist es um so erfreulicher, mit welcher Angehörige und Gäste der Universität an Hand der Wegenamen auf unserem Campus orientieren.

Friederike Miehslekup, Universitätshauptarchivarin

